Zum 25. Todestag des Malers Giovanni Segantini am 28. September

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 44

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645084

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

wohl machen, daß ich die Alwine heut nicht in Röllis Armen mußte tanzen sehen....

Gegen Abend hatten der Obmann und unser etliche Heuer mit dem Steinenbachwirt wegen des heutigen Festleins noch eine letzte Rücksprache zu nehmen. Während wir nachher gemächlich wieder nach der Heidenfuhr hinaufstiegen, kam uns auf halbem Wege der Urech vom Glinzenhöfli entgegen. Er bedeutete mir durch Zeichen, daß er etwas mit mir zu reden habe, legte aber nicht gleich los, sondern wartete vorsichtig, bis sich die andern eine Strecke weit von uns entfernt hatten.

„So — Euch habe ich eben gesucht", fing er nicht gerade verheißungsvoll an. „Ich will Euch jetzt in den Senkel stellen, wenn Ihr nicht wißt, was der Brauch ist. Glaubt Ihr, die Kinder der armen Leute seien dazu auf der Welt, daß man ihnen den Kopf vollschwäzt, bis auf tausigundzwei, um sie dann, wenn sie rechten Weges verrückt geworden, irgend einem Gauch anzuhängen? Natürlich, auf dem Frohhof sind mehr Batzen zu holen, als bei einem Kurzenrieder Taglöhnerskind. Aber so weit sind wir jetzt eineweg noch nicht, daß Ihr's wißt!"

Ob ihn meine Sachen etwas angingen, fragte ich kurz und barsch.

„Ja, sie gehen mich etwas an, selb will ich glauben", gab er verkniffen zurück. „Und wenn Ihr mehr wissen wollt, so will ich noch sagen: Ich kann Euch, wenn's sein muß, den Strick legen, daß es so einen Maitlijäger bös hinhaut. Und das tu ich, ob ihm seine Jägerei auch nicht bis aufs letzte Tüpflein gelungen, und er das Brot hat müssen ohne Schmalz essen. Ich hab' bis heute nicht einen Deut an Tag gebracht, auf mein eigen Maul bin ich gesessen, selb bin ich. Aber jetzt, wenn der Eicher (Eichhorn) auf den Baum will, dann hört das Verdecken auf! Ich will der faulen Sach' den faulen Namen geben, und wenn dann die reiche Gäxnas nachher noch Lust hat — —"

„Es ist jetzt genug!" fuhr ich ihn scharf an, indem ich mit der Hand ausholte.

Er wich ein paar Schritte hinter sich zurück und schlug nun einen andern Ton an. „Für die Sorte Münz ist mein Geldsäckel nicht geeicht", meinte er gelassen. „Aber für eine andere hätt' ich allenfalls schon Platz, halt wenn Ihr Verstand annehmen und die Scheiben nicht mit dem Flegel einhauen wollt. Für alle Fäll' wüßt' ich nämlich vor dem bösen End' noch ein Seitenweglein, auf dem wir zwei ganz wohl nebeneinander gehen und eine Abred' treffen könnten. Ich will mich nicht mehr lang um die Suppe herumriechen: gebt mir ein Geldlein, das macht Euch wenig! Nachher weiß ich nichts von der Liebelei und hab nichts gesehen."

Seine Zumutung kam mir zu gemein vor, als daß ich ihm darauf hätte Bescheid geben können; ich ging ohne weiteres meiner Wege. Das Zwänggeld werd' ich ihm dann mit dem Hagenschwanz auszahlen, rief ich ihm noch von weitem zu.

Er kläfte mir noch eine ganze Weile nach. Mit fünfzig Fränklein hätte ich bei ihm landen können; aber jetzt ginge es nicht einmal mehr mit tausend. Ich möge nur warten, er wolle mir ein Mus anmachen, darinnen der Löffel stecken bleibe.

Ich suchte zwar seine Drohung auf die leichte Achsel zu nehmen; aber das schlechte Gewissen plagte mich doch ein wenig. Auf Augenblicke war es mir, als müßte ich noch einmal umkehren, um den Tropf zu beschwichtigen; doch brachte ich das nicht über mich. Lieber wollte ich der ärgerlichen Sache dadurch aus dem Weg gehen, daß ich Juliane zu bewegen suchte, einfach mit mir vom Festlein wegzubleiben. (Fortsetzung folgt.)

Der Maler Giovanni Segantini mit seiner Gemahlin. (Nach einer Aufnahme von Lienhard-Chur).

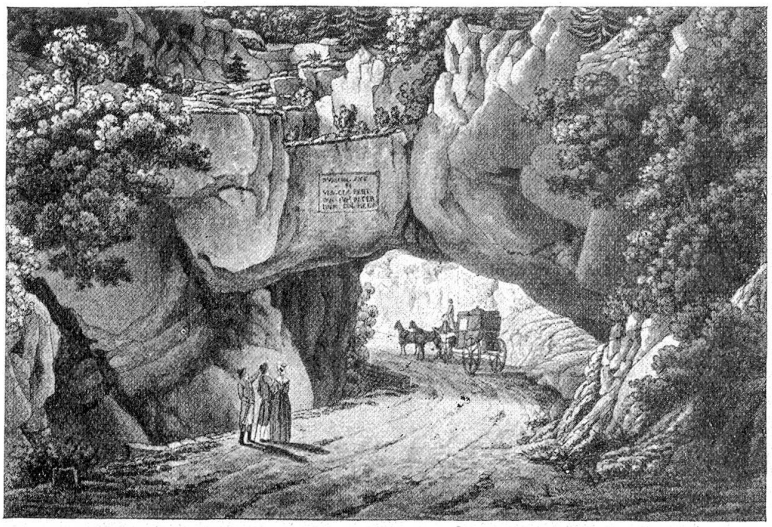
Zum 25. Todestag des Malers Giovanni Segantini am 28. September.

Das Bild, das wir oben veröffentlichen, zeigt den Künstler mit seiner Gattin zur Zeit seiner fruchtbarsten Schaffensperiode in Savognin im Jahre 1896.

Aus tiefster Armut zu hohem Künstlertum emporgestiegen — geboren am 15. Januar 1858 in Arco am Gardasee als Sohn eines armen Schreiners war Giovanni Segantini früh Waise geworden und hatte alle Bitternisse einer unbehüteten Jugendzeit durchgekostet — fand er im innern Erlebnis, im Schmerz, in der Liebe von Mensch zu Tier, in der Natur seine ersten großen künstlerischen Themen („Ave Maria bei der Ueberfahrt").

Mit seiner geliebten, jugendschönen Frau und seinen vier Kindern (Gottardo, Alberto, Mario und Bianca) zog er 1889 aus der Lombardei ins Engadinerdorf Savognin am Julierpaß hinauf. Hier fand er die durchsichtig-reine, lichtdurchstrahlte Luft und die weißen, herbschönen Schneegipfel, die nun die geistigen Hintergründe seiner philosophisch-tiefempfundenen Genrebilder wurden („Strickendes Mädchen", „Auf dem Balkon", „Pflügen" 2c.).

Im August 1894 zieht der Künstler mit seiner Familie noch höher hinauf, nach Maloja (1800 Meter). In der sonnenlichten Einsamkeit der Engadiner Bergwelt fand er noch tiefere Stimmungen, Stimmungen, die unmittelbar



Pierre-Pertuis, Anfang des XIX. Jahrhunderts, von Peter Birmann.
(Nach einer Sepia des Kupferstich-Kabinetts in Basel.)

zum Ursprung und Ende des Seins hinweisen. Seine Maloja-Bilder „Werden", „Sein" und „Vergehen" bedeuten den Gipfel seiner Kunst. Die Schaffenslust, der er sich hier ergeben hat, wird ihm zum Verhängnis. Er erkältet sich beim Malen und stirbt am 28. September an einer Blinddarmentzündung. In Maloja ist sein Grab.

Seine Gattin lebt noch, in bescheidener Zurückgezogenheit. Gottardo, der älteste Sohn, selber erfolgreicher Maler, hat vor fünf Jahren ein ergreifend schönes Lebensbild seines berühmten Vaters veröffentlicht. (Verlag Rascher & Cie., Zürich.)

Pierre-Pertuis.*)

Pierre-Pertuis — „der durchbrochene Stein" — ist ein Bindestrich, eine Brücke, hinübergeworfen von Berg zu Berg vom Montoz zur Montagne du Droit. Es ist eine Barriere und ein Paß, ein Wall und eine Pforte: die Pforte, durch welche ehedem die Reisenden aus der Westschweiz einzogen, wenn sie dem Bistum Basel einen Besuch abstatten wollten. Die Historiker haben sich während 200 Jahren um die Lösung des Rätsels gemüht, das diese berühmte Pforte aufgibt. Wir wissen heute, daß nicht die Römer den Felsen durchbohrt haben; sie haben höchstens das Loch erweitert, das die Natur wohl sich selber schuf. Hier durch ging nämlich die Straße, die die Helvetier (Aventicum-Petinesca-Pierre-Pertuis) mit den Raurakern verband. Der Name kommt direkt vom römischen Petra pertusa, einer Ortsbezeichnung, die wir auch am Paß von Furlo im Apennin, an der Stelle, wo die alte Via Flaminia einen Felsen durchbricht, finden. Jener Tunnel wurde um 77 n. Chr. unter Vespacian, dem Wohltäter der helvetischen Kolonie, errichtet, und man könnte glauben, daß die Pierre-Pertuis in jener Epoche der Römerherrschaft entstanden sei. Die Inschrift indessen weist auf eine spätere Entstehungszeit hin: „Numini Augustorum via ducta per Marcum Dunnium Paternum, duumvir coloniae helveticae". Uebersetzt: Zu Ehren der Schutzgöttin des Hauses Augustus ward diese Straße errichtet von Marcus Dunnius Paternus, Duumvir (Anführer) der helvetischen Kolonie. So lautet die römische Inschrift über der Felsenpforte. Da sie der Schutzgöttin des Augusteischen Hauses geweiht wurde, muß sie später, vielleicht zwischen 180 und 245 n. Chr. errichtet worden sein. Man hat in Niedergösgen römische Ziegel mit dem Stempel des Dunnius Paternus darauf gefunden, was den Schluß nahelegt, daß der Erbauer der Pierre-Pertuis-Straße im Privatleben ein Ziegelfabrikant war.

Von den späteren Bewohnern der Schweiz wurde dieses römische Monument als Wunderwerk angestaunt. Noch Sebastian Münster in seiner „Kosmographie" (1544) spricht davon wie von einem der 7 Weltwunder. Aber schon J. R. Wyß, der Berner Professor und Schriftsteller (Verfasser des „Schweizer Robinson") findet in einer Reisebeschreibung, daß die Pierre-Pertuis weder als Naturschönheit, noch als Bauwerk etwas so Außergewöhnliches sei. — Sic transit gloria mundi.

Zwei Jahrhunderte nach Sebastian Münster bringt Mathäus Merian in seiner „Topographia Helvetiae, Raethiae et Valesiae" unter zirka einem Hundert von Schweizerlandschaften auch eine Ansicht der „Pierre-Pertuis". Dieser Kupferstich ist unzähligemal kopiert worden.

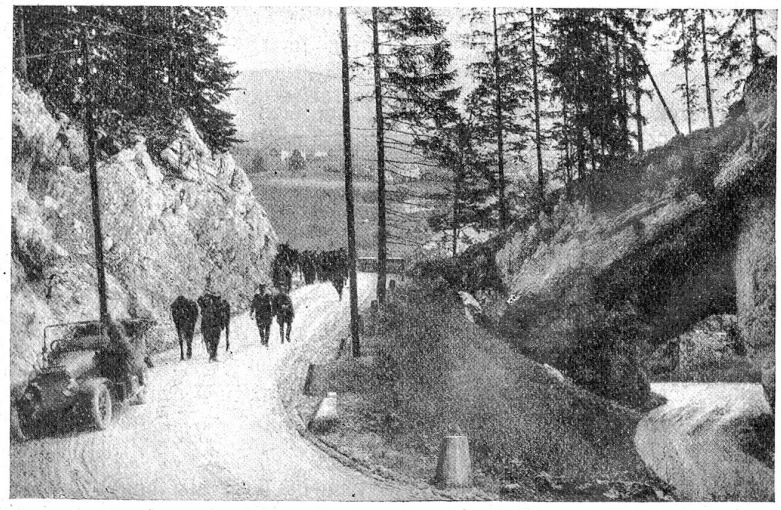
Große Anziehungskraft übte das Bauwerk zu jederzeit auf die Archäologen aus. Unzählige kletterten zu der Inschrift hinauf, um sie zu entziffern und zu enträtseln. So wallfahrtete der Basler Gelehrte Aug. Joh. Buxtorf hin, um heimgekehrt 80 Seiten über das Thema zu schreiben. Auch Mommsen, der große deutsche Römerforscher, stieg mit einer Leiter zur Inschrift hinauf.

Den Gelehrten folgten die Literaten und die Maler. Berühmt geworden ist Bridels „Reise von Basel nach Biel", die in einer zweiten Auflage mit Sepiazeichnungen des Basler Malers Peter Birmann geschmückt ist.

Auch Kriegsereignisse haben bei der Felsenpforte Erinnerungsspuren hinterlassen. Im Jahre 1367 wurde zwischen den Bernern und den Leuten des Fürstbischofs Jean de Vienne um die Pierre-Pertuis gekämpft. Noch während dem 30jährigen Kriege stritten sich die beiden Gegner um den Paß. Festungen erhoben sich da. Man erstellte sogar eine schwere eichene Pforte, die das Loch absperren sollte.

Leidenschaftliche Kämpfe tobten im Jura während der Französischen Revolution. Eine Zeitlang bildete die Pierre-Pertuis die Grenze zwischen der République française und dem Staate Bern. Die Berner stellten hier Wachen auf; Maler N. F. König hat diesen kriegerischen Moment in einem seiner bekannten Stiche festgehalten.

Auf ihrem Marsch an die Grenze 1870 durchzogen die eidgenössischen Truppen singend das Felsenloch der Pierre-



Pierre-Pertuis im Jahre 1918. Eidgenössische Grenzbesetzungstruppen auf der neuen Strasse, die während des Krieges von schweizerischen Genietruppen angelegt wurde.

*) Nach einem französischen Aufsatz von Paul Roches im „Heimatschutz".